

Am 26. Mai 1789, wenige Wochen vor Beginn der Französischen Revolution, hielt Friedrich Schiller in Jena seine akademische Antrittsrede «Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?». Darin wandte er sich direkt an die Studenten: «Es ist keiner unter Ihnen allen, dem Geschichte nicht etwas wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung teilen Sie alle auf gleiche Weise miteinander, diejenige welche Sie auf die Welt mitbrachten – sich als Menschen auszubilden – und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.»

Dass die Geschichte als Bildungsmacht ein wesentlicher Teil des menschlichen Lebens ist, darüber herrscht seit den Tagen der Aufklärung Einigkeit. Aber was heißt das eigentlich: sich historisch zu bilden? Gewiss gehört dazu ein Fundus von Kenntnissen über die Entwicklung der menschlichen Zivilisation im Allgemeinen und der Geschichte der eigenen Nation im Besonderen. Doch historische Bildung erschöpft sich nicht in enzyklopädischem Wissen; viel wichtiger ist das Verständnis der Zusammenhänge, die Einsicht in Ursachen, Triebkräfte und Wirkungen. «Nicht auf das Gedächtnis allein, wie einige glauben, bezieht sich die Historie, sondern Schärfe des Verstandes fordert sie vor allem», bemerkte der frisch gebackene Berliner Geschichtspräsident Leopold von Ranke 1836. Und, wie man hinzufügen kann, sie fordert auch Darstellungsgabe, denn eine Geschichtsschreibung, die ihr Publikum verfehlt, kann ihre bildende Funktion nicht erfüllen.

Auch wer sich nicht professionell mit Geschichte beschäftigt, tut gut daran, seine historische Bildung zu pflegen, was auch heißt: Anschluss zu halten an Ergebnisse und Debatten der Forschung. Denn es ist eine ebenso banale wie zutreffende Erfahrung, dass sich in der Gegenwart nur schwer zurechtfindet, wer sich gegenüber der Ver-

gangenheit ignorant verhält. In diesem Sinne verstehen sich die hier versammelten Aufsätze als einen Beitrag zur historisch-politischen Bildung. Sie umgreifen Themen und Aspekte, mit denen sich der Verfasser im Laufe der letzten Jahre und Jahrzehnte immer wieder auseinandergesetzt hat.

«Am Anfang war Napoleon», so beginnt Thomas Nipperdey seine dreibändige Deutsche Geschichte von 1806 bis 1918. «Am Anfang war Bismarck», so antwortete Richard J. Evans in seiner auf drei Bände angelegten Geschichte des «Dritten Reiches». Die Parallelität verweist auf die überragende Rolle, welche die beiden historischen Gestalten für die deutsche Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert gespielt haben. Wie sich die Bilder Napoleons und Bismarcks im Laufe der Zeiten gewandelt haben und von welchen Bedingungen und Faktoren dieser Wandel abhängig war, ist Thema des ersten Teils.

Im bewussten Kontrast dazu werden im zweiten Teil drei Rebellen und Außenseiter vorgestellt: der Räuber Schinderhannes, die revolutionäre Sozialistin Rosa Luxemburg und der mitteldeutsche Bandenführer Karl Plättner. Am Lebensweg des lange vergessenen «deutschen Robin Hood» aus der frühen Weimarer Republik lässt sich beispielhaft zeigen, wie aus einem aufgeweckten jungen Sozialdemokraten ein gefürchteter Terrorist werden konnte – ein Thema, das im Blick auf die aktuelle Debatte um die Ursachen des Terrorismus von besonderem Interesse ist.

Der dritte und der vierte Abschnitt beschäftigen sich mit Affären und Krisen des Kaiserreichs und dem Ende der Weimarer Republik. Im einen Fall geht es um die Rolle der wilhelminischen Eliten, deren katastrophales Versagen den Untergang am Ende des Ersten Weltkriegs unvermeidlich machte, im anderen Fall um das Verhalten der SPD im Angesicht der nationalsozialistischen «Macht-ergreifung», das wahrlich kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Partei ist.

Der abschließende letzte Teil geht Fragen der Vermittlung von Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit nach. Dass, wie Schiller sagte, die Geschichte zu den Menschen redet, und deshalb auch so geschrieben werden muss, dass sie gehört werden kann, dieser Gedanke war den Historikern des 19. Jahrhunderts noch selbstver-

ständig, ist es aber leider in der deutschen Geschichtswissenschaft unserer Tage nicht mehr.

Wie die Reportagen zu dem Buch «Fünf Schüsse auf Bismarck» (2002) sind auch die meisten Beiträge dieses Bandes zuerst in der ZEIT und in dem neuen Magazin ZEIT-Geschichte veröffentlicht worden. Sie wurden für den Wiederabdruck überarbeitet, zum Teil erweitert und auf den neuesten Stand gebracht. Mein Dank gilt besonders Detlef Felken vom Verlag C. H. Beck, der sich wiederum des Manuskripts angenommen hat.

*Hamburg, im Oktober 2007*

*Volker Ullrich*

# I. Napoleon und Bismark

## «Wenn Vater uns jetzt sehen könnte ...»

*Wie sich sich Napoleon 1804 mit grandiosem Pomp  
zum Kaiser der Franzosen krönte*

In der Nacht vom 1. auf den 2. Dezember 1804, dem Tag, an dem Napoleon zum Kaiser gekrönt werden soll, hat es in Paris geschneit. Am Morgen hört der Schneefall auf, doch es bleibt ungewöhnlich kalt. Die Schaulustigen, die sich hinter den Absperrungen drängen, um dem Spektakel beizuwohnen, frieren erbärmlich. Um zehn Uhr macht sich die kaiserliche Karosse, gezogen von acht prächtigen Pferden, deren Köpfe weiße Federbüsche schmücken, auf den Weg von den Tuileries nach Notre-Dame. Bevor die Prozession in die Kathedrale einzieht, wo sich über 8000 Würdenträger aus ganz Frankreich versammelt haben, wendet sich Napoleon dem älteren Bruder Joseph zu und flüstert ihm einige Worte in ihrer korsischen Muttersprache ins Ohr: «Si Babbu ci vidia!» – «Wenn Vater uns jetzt sehen könnte!»<sup>1</sup>

Carlo Bonaparte, das Oberhaupt des Clans, war bereits im Februar 1785 gestorben. Damals war Napoleon erst 15 Jahre alt und hatte gerade die Militärschule in Brienne hinter sich gebracht, wo er, der kleine Korse mit dem seltsamen Namen und dem fremden Akzent, oft gehänselt worden war. Doch er hatte es verstanden, sich Respekt zu verschaffen und einen Platz auf der École militaire du Champs-de-Mars in Paris zu ergattern – das Sprungbrett für eine der erstaunlichsten militärischen Karrieren, welche die Geschichte kennt.<sup>2</sup>

In den ersten Jahren nach Beginn der großen Französischen Revolution 1789 suchte der begabte Leutnant sein Glück noch auf seiner Heimatinsel Korsika, doch nachdem er hier gescheitert war, richtete sich sein Ehrgeiz fortan ganz auf das Fortkommen im

neuen, revolutionären Frankreich. Im Dezember 1793 bewies er erstmals sein militärisches Talent, als er im Auftrag des Konvents die Engländer aus dem abtrünnigen Toulon vertrieb. Der Sturz der Jakobinerherrschaft am 9. Thermidor (27. Juli) 1794 bedeutete nur einen vorübergehenden Karriereknick, denn schon im Oktober 1795 griff das Direktorium, die neue Exekutive, auf seine Dienste zurück, als es darum ging, einen royalistischen Aufstand niederzuschlagen.

Als Belohnung erhielt Napoleon das Kommando über die italienische Armee, und diese völlig demoralisierte Truppe führte der junge Befehlshaber 1796/97 in Oberitalien von Sieg zu Sieg. Hier begründete General Bonaparte seinen Ruhm als Feldherr, von dem er noch zehrte, als er am 18./19. Brumaire (9./10. November) 1799, gerade von einer eher missglückten Ägypten-Expedition zurückgekehrt, sich mit einem Putsch an die Macht brachte.

Von der Revolution emporgetragen, machte sich Napoleon nun daran, sie zu beerben. Als Erster Konsul, dessen Amt zunächst auf zehn Jahre begrenzt, 1802 jedoch auf Lebenszeit verlängert wurde, besaß er eine Machtfülle, die der eines absoluten Monarchen bereits nahe kam. Allerdings blieb er auf plebiszitäre Zustimmung angewiesen, und um sich die zu sichern, setzte er ein bedeutendes Reformwerk in Gang: Er reorganisierte die Verwaltung, sanierte die Finanzen, förderte Handel und Industrie – und er schuf mit dem Code civil vom März 1804 ein bürgerliches Gesetzbuch, das wesentliche Errungenschaften der Revolution, etwa die Gleichheit vor dem Gesetz oder die Trennung von Staat und Kirche, fest schrieb.

Freilich konnte sich der Erste Konsul seiner Herrschaft noch keineswegs sicher sein. Seine recht zahlreichen Gegner trachteten ihm nach dem Leben. Am 24. Dezember 1800 entging er nur knapp einer Bombe. Im März 1804 flog in Paris ein weiteres Mordkomplott auf. Drahtzieher war Georges Cadoudal, der Anführer der gegenrevolutionären bretonischen Chouans. Er hatte einen Kreis von Verschwörern um sich geschart, darunter auch einige Revolutionsgeneräle der ersten Stunde wie Jean-Charles Pichegru und Jean Victor Moreau, die nicht verwinden konnten, dass der Parvenu aus Korsika sie alle übertrumpft hatte. Cadoudal wurde mitsamt zwölf

seiner Komplizen hingerichtet; Pichegru fand man erdrosselt in seiner Zelle auf, und Moreau wurde in die Verbannung geschickt.

Die Verschwörung kam der bonapartistischen Propaganda gerade recht, um eine Idee zu lancieren, die der Erste Konsul schon seit längerem verfolgte: nämlich in Frankreich die Erbmonarchie wieder einzuführen. «Die vielen Anschläge auf mein Leben schrecken mich nicht», erklärte Bonaparte. «Aber ich kann den quälenden Gedanken nicht loswerden, wie es heute um unser großes Volk bestellt wäre, wenn das letzte Attentat erfolgreich gewesen wäre.»<sup>3</sup>

Freilich musste es so aussehen, als ginge das Verlangen nach einer Rückkehr zur Monarchie vom Volke selbst aus. Eine Flut bestellter Bittschriften bereitete die Initiative der gesetzgebenden Körperschaften vor. Am 30. April 1804 schlug ein Mitglied des Tribunats, der ehemalige Jakobiner Jean-François Curée, vor, Napoleon zum Kaiser der Franzosen und die kaiserliche Würde für erblich zu erklären. Der Vorschlag stieß auf Zustimmung. Nur einer stimmte dagegen – General Lazare Carnot, der Schöpfer des revolutionären Heeres, das die Republik gegen die Truppen der europäischen Fürsten verteidigt hatte. Der Senat, ein Gremium von 60 auf Lebenszeit ernannten Männern, griff die Initiative auf und verabschiedete am 18. Mai 1804 eine neue Verfassung, deren entscheidender Passus lautete: «Die Regierung der Republik wird einem Kaiser übertragen, der den Titel Kaiser der Franzosen trägt.»<sup>4</sup> Ein Plebiszit sprach sich mit überwältigender Mehrheit (3 572 329 Ja- gegen 2569 Neinstimmen) für die Erblichkeit der Kaiserwürde aus. In vielen Gemeinden hatten die Bürger, wohl mit sanftem Nachdruck der örtlichen Autoritäten, geschlossen mit Ja gestimmt, und das Endresultat wurde, wie schon in früheren Fällen, nach oben aufgerundet. Von einer freien Wahl konnte keine Rede sein.